

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 50 (1946-1947)
Heft: 13

Artikel: Elefantenfang in Indien
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-668998>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 24.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Des andern Tages gehe ich hin. Die Mutter, in Trauer gekleidet, empfängt mich feierlich, ohne Tränen. Sie führt mich in ein entferntes Zimmer, schließt die Türe ab, setzt sich aufs Ruhebett, winkt mir, neben ihr Platz zu nehmen. Es geschieht. Nun zieht sie aus ihrem Arbeitsbeutel ein geschriebenes Heft heraus, es ist das Testament ihrer Tochter. Darin blätternd und den gehörigen Artikel auffsuchend, sagt sie: Es war der Wunsch meiner Tochter, daß Sie als Andenken Ihr (mein) eigenes Porträt annehmen möchten, das sie selbst heimlich gezeichnet und sehr wert gehalten hat. Dass es doch lieber Ihrer Tochter eigenes wäre! rief ich aus. Ja? versezt die Frau, auch das bestimmte Ihnen meine Tochter, wenn Sie es selber begehren würden. Und nun bricht sie in Tränen aus und kann nicht länger mehr zurückhalten. Sie erzählt alles. Das Mädchen hatte zu mir eine heftige Neigung gefaßt, dieselbe aber mit so ungeheurer Selbstbeherrschung verborgen, daß weder ich noch ihre Eltern etwas davon bemerkten; erst das Testament gab darüber Aufschluß. Wohl war den Eltern ein gewisses Interesse für mich nicht verborgen geblieben, das sie aber, wie ich und jedermann, auf meine poetischen Arbeiten bezogen. Auch schien in der letzten Zeit ein Kummer an ihr zu nagen, aber man ahnte die Ursache nicht.

Das Testament machte alles klar. Mein Beweisen aus dem Hause ihrer Eltern hatte einen tiefen Eindruck gemacht. Sie suchte den Grund davon in meinem bald darauf bekannt gewordenen Verhältnis mit Kath. F. (Fröhlich) und schwieg gegen jedermann. Sogar an den Bemühungen ihrer Eltern, mich wieder für ihr Haus zu gewinnen, nahm sie keinen Anteil. Um so weniger konnten jene die Ursache des Trübsinns erfahren, der sie nunmehr befiel, und die sie in körperlichen Zuständen suchten. Bald darauf hatte das Mädchen einen Traum (welchen? habe ich noch nicht erfahren), der ihr ihren baldigen Tod ankündigte. Sie sagte niemandem etwas davon, setzte sich aber

hin und schrieb auf zwei Bogen ihr Testament, in dem sie auch ihre tiefe Neigung mit den bestimmtesten Zügen ausdrückt. So verlebte sie den Sommer still und ruhig. Bei Anfang des Herbstes wiederholte sich ihr der vorige todverkündende Traum, und nun erzählte sie ihn ihren Eltern, indem sie ihre Überzeugung aussprach, daß sie gewiß sehr bald werde sterben müssen. Aber noch kein Wort über ihre Leidenschaft. Die Eltern suchen sie von dem Albernen ihrer Besorgnis zu überzeugen. Ärzte verlachen die Furcht der scheinbar von Gesundheit Strohenden. Im Winter erkrankt sie, wie oben erwähnt ist, wird besser, schlimmer, stirbt. Kurz vor ihrem Tode verließ sie jene früher auf ihr gelastete Melancholie; sie ward heiter, fröhlich, gesprächig und erklärte, daß sie nie glücklicher gewesen sei. Aber auch hier kein Wort von ihrer Neigung. So starb sie. Bis ans Ende ihrer Sinne mächtig, geduldig wie immer. Das erzählte mir nun die alte Mutter; klagte mich bald an, umarmte mich dann wieder, nannte mich Sohn. Die Tochter hatte in ihrem letzten Willen die Eltern gebeten, daß sie für mich sorgen, mich in ihr Haus nehmen, Verwandtenstelle an mir vertreten sollten; das alles ward mir angeboten — und ich? kalt, zerstreut hörte ich das alles an, schlug aus, lehnte ab, spielte ein wenig Komödie, ward aber keiner Träne Meister und war froh, als ich wieder gehen konnte. Angegriffen hat es mich wohl, aber weil ich sonst die Frau etwas geziert und outriert in ihren Empfindungen gekannt habe, so konnte ich doch eines unangenehmen Gefühles nicht loswerden, obgleich bittere Tränen die Wahrheit ihrer Reden nur zu sehr beurkundeten.

Verständige Männer haben es nicht für schlechthin unmöglich gehalten, daß Abgeschiedene nach ihrem Tode den Rückgebliebenen erscheinen können. Ich habe an dem Gegenteile wohl nie im Ernst gezweifelt, halte es aber jetzt für apodiktisch unmöglich. Denn wäre es möglich, Marie P. würde mir gewiß erschienen sein.

Elefantenfang in Indien

Im Staate Mysore, im südlichen Indien, findet einige Male jährlich ein Elefantenfang statt.

Eine solche Veranstaltung gehört zu den impo-
santesten und gewaltigsten Erlebnissen, die man

in Indien haben kann. Recht interessant sind schon die Vorbereitungen, die im Urwald zu diesem Zwecke getroffen werden.

Große Zelte und provisorisch aufgeschlagene Baracken werden an gewissen, mehr gelichteten Stellen des Urwaldes errichtet. Der Maharadschah, der diese Jagd veranstaltet, lässt seine Gäste glänzend bewirten. Ein Troß uniformierter Diener, Boys, Aufwärter und Schirmträger eilt geschäftig hin und her. Ein großes Festessen bildet die Einleitung dieses einzigartigen Schauspiels, das schon vier Tage vorher mit dem Eintritt der Herde begonnen wird. Der Dschungel wird auf große Strecken gelichtet, so daß man das Einfangen der Elefanten gut verfolgen kann. Eine roh gezimmerte, starke Umzäunung wird durch Gestüpp und Laubzweige getarnt, so daß dieser Platz von dem übrigen Dschungel fast nicht zu unterscheiden ist.

Wenn die Sonne am höchsten steht, beginnt der forcierte Eintritt. Auf einen Kilometer Entfernung ist ein keilförmiger Kral errichtet, der wie ein Trichter in die Umzäunung mündet. Wenn die Herde sich einmal in dieser Enge befindet, dann gibt es kein Entrinnen mehr. Pünktlich um die Mittagsstunde setzt der Höllenlärm der Treiber ein. Alles blickt hinüber zur Lichtung, durch die das wilde Heer herbeiräsen wird. Alles ist in Deckung gegangen und hinter den Einfalltoren, die zwischen zwei riesigen Baumstämmen flankiert sind, härren, im Dicke verborgen, die nackten, braunen Männer, die das geöffnete Tor des Gefängnisses nach dem Eintritt zu schließen haben. Plötzlich bewegt sich der Waldrand. Sie kommen! Jetzt beginnt die überwältigende Ouverture dieser dramatischen Szene. Ein verzweifeltes Trompeten und Schnauben aus vielen, hoch erhobenen Rüsseln. Nicht weniger als zweiunddreißig Elefanten sind auf dem Schauspielplatz der letzten Phase ihrer Freiheit erschienen. Der Lärm der Tiere ist wie das Brausen eines mächtigen Orkans.

Noch scheinen die Tiere nicht zu ahnen, was ihnen bevorsteht. Doch die immer enger werdende Sperre, in die sie sich förmlich hineindrängen, erweckt in ihnen offenbar Misstrauen und den wilden Instinkt der Freiheit. Ein letzter Aus-

bruchsversuch, der die ungeheure Erregung zur höchsten Spannung steigert, wird durch die Barrikaden und die Geschicklichkeit der Treiber verhindert. Ein wildes Drängen entsteht in der Herde. Es entsteht ein höllischer Wizerwarr, ein Getöse der verzweifelten Tiere, welches die Zuschauer eine Minute lang in eine unvorstellbare hängende Stimmung versetzt. Zwischen den zurückdrängenden und vorwärtsstürmenden Tieren bricht ein gigantischer Kampf aus, der mit den langen Stoßzähnen ausgefochten wird, ein Kampf, der mit den sonstigen Elefantentümpfen, die man in Indien sieht, nichts gemeinsam hat. Nun erfolgt die dramatischste und gefährlichste Arbeit der Treiber: die Fesselung der Gefangenen, eine Arbeit, die schon viele Menschenleben gefordert hat. Jeder Elefant wird von je zwei zahmen Elefanten eingeschlossen, während der kühne Fesler, dem „wilden“ ein armdickes Juteseil um einen Hinterfuß schlingt. Diese Arbeit erfordert eine ungeheure Kaltblütigkeit und Geschicklichkeit. Die Tauenden werden dann um einen Baumstamm gelegt und das heftig sich wehrende Tier dort festgebunden. Ohne Hilfe der gezähmten Elefanten wäre ein Elefantensang unmöglich. Diese vierbeinigen Helfer, die zu dieser Tätigkeit abgerichtet werden, besorgen den Verrat an ihrem eigenen Geschlecht mit der größten Kaltblütigkeit. Durch Püffe mit den Stoßzähnen leisten sie die Hauptarbeit beim Fesseln, Knebeln und beim Abtransport.

Anderseits ist es auch rührend zu sehen, wie sie ihre gefesselten Kameraden mit Nahrung versorgen, die sie aus den Grasdschungeln herbeischleppen. Manchmal jedoch erwacht auch in den gezähmten Elefanten der Freiheitsdrang, und Lehrer und Schüler verschwinden im Urwald. Das geschieht aber nur dann, wenn die Elefanten von ihren Wärtern nicht verständnisvoll genug behandelt werden.

Die gezähmten Elefanten werden allmählich von ihren Treibern zu Arbeitselefanten ausgebildet und leisten besonders beim Holzfällen unschätzbare Dienste. Nach dem Elefantensang lässt der Maharadscha seine Gäste neuerlich bewirten und erst spät nach Mitternacht gehen die Gäste nach Hause.

St.